



Die Ost-Heimat erscheint im Monat 2 mal als Beilage zum Geselligen.

Druck und Verlag: Eichstädtische Buchdruckerei Wilhelm Pein, Verlag „Der Gesellige“, Komm.-G., Schneidemühl.
Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Franz Biehl, Schneidemühl.

Zur 750jährigen Wiederkehr der Klostergründung Oliva. (Von Maja Barthels-Danzig-Oliva.)

Am 18. März dieses Jahres fährt sich zum siebenhundertundfünfzigsten Male der Tag, da deutsche Mönche aus dem Bistumszisterzienserkloster Kolbatz bei Stettin einer der schönsten Gegenden der Ostseeküste die Grundsteine zum Kloster Oliva legten, nachdem ihnen durch Herzog Sambor die Stiftungsurkunde darüber ausgestellt war. Zweifellos wählten die Mönche diesen stillen Ort hauptsächlich wegen seiner herrlichen Lage und der glücklichen Harmonie von Meer und Wald, Bergen und Tälern, Wiesen und Auen zu ihrem ständigen Wohnsitz, denn sie hatten Sinn für landschaftliche Schönheiten und gleichzeitig einen Blick für die praktische Verwertung des fruchtbaren Bodens und der Reichtümer des Landes.

Als sie im Jahre 1178 nach Oliva kamen, sah es um Bieses anders dort aus; der uraltsch-baltische Söhzenzug reichte damals noch bis dicht an die See heran; weite Waldstrecken mußten ausgeholzt und urbar gemacht, Sümpfe trocken gelegt und entwässert werden. Menschen wohnten kaum hier, umso mehr trieben wilde Tiere ihr Unwesen. Bärer Wille und starke Ausdauer arbeiteten unermüdet und zielbewußt unter schweren Entfagungen und lastenden Opfern, um einem Werk, das eine ehrwürdige Pflanzstätte christlichen Glaubens und deutscher Kultur werden sollte, einen fruchtbaren Kulturboden zu schaffen, auf dem es mit Erfolg in die Weite und in die Tiefe wirken und reiche Frucht tragen konnte.

Die Mönche sind von jeher Pioniere der Kultur gewesen, weil sie Erfindungsgabe besaßen, Unternehmungslust und Freude am Gestalten und Kultivieren. Oliva ist eine der ältesten Stätten deutscher Kultur, jedenfalls ist das Kloster Oliva das älteste

deutsche Kloster im ganzen Osten. Seine Vergangenheit ist sehr abwechslungsreich und bedeutungsvoll. Bei den Einfällen heidnischer Preußen in den Jahren 1224 und 1234 wurde es zerstört, konnte aber bald wieder aufgebaut werden. Im Jahre 1350 vernichtete eine große Feuersbrunst, die durch Unvorsichtigkeit entstanden war, alle Gebäude. Erst nach mehreren Jahren war der Bau wieder aufgerichtet. 1454 mußte der König von Polen als Landesherr über Pommerellen anerkannt werden, aber das Deutschtum des Klosters blieb zunächst noch ungeschmälert; erst einige Jahrhunderte später wurde das angestammte Deutschtum der pommerellischen Klöster von den polnischen Königen und dem polnischen Adel gewaltsam unterdrückt. Als es in den Zeiten der Gegenreformation sich unter der Leitung des Abtes Kaspar Jeschke auf die polnische Seite stellte, trat es damit in den schärfsten Widerstand mit der Stadt Danzig. Die Danziger unternahmen dann auch einen Kriegszug nach Oliva im Jahre 1577, wobei die Klostergebäude geplündert und eingeeßert wurden. Nach nahezu 20 Jahren erst konnte das Gotteshaus von neuem wieder eingeweiht werden. Trotzdem die Verpolung der Klosterinsassen zunahm, blieb doch der Grundbesitz vorwiegend in deutscher Hand. Alle Rechtsurkunden, Verleihungen, Pachtverträge wurden von den polnischen Äbten in deutscher Sprache ausgestellt; und als im Jahre 1772 die Herrschaft der Polen ein Ende hatte, trugen im Orte Oliva von 484 Einwohnern nicht weniger als 421 deutsche Namen.

Kennern der brandenburgisch-preussischen Geschichte ist das Kloster durch den Frieden zu Oliva bekannt, der im Jahre 1660 am

3. Mai hier unterzeichnet wurde und den schwedisch-polnischen Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und dem Großen Kurfürsten von Brandenburg zum Abschluß brachte. Bei der ersten Teilung Polens 1772 kam Oliva unter preussische Herrschaft. In den Jahren 1807—14 gehörte es dem damaligen Freistaat Danzig an und im Jahre 1831, also nach nahezu 660 jähriger Wirksamkeit wurde das Kloster als solches aufgelöst und der katholischen Bevölkerung als Gotteshaus und weisevolle Andachtsstätte zugeteilt. Am 30. Dezember 1925 wurde die Klosterkirche durch die päpstliche Bulle „Universal Christ fidelium“ zur Kathedrale erhoben und Oliva zum Wohnsitz des Bischofs Graf D'Kourke bestimmt.

750 Jahre Kloster Oliva! — Noch heute ist es mit seinen schlanken Türmen, seinem vielgegliederten Gewölbe, den herrlichen Holzschnitzereien, den vielen kostbaren Altären, seiner weltberühmten Orgel, dem Nemter, den Säulengängen und dem Kapitelsaal eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Wir haben in der Klosterkirche den ältesten Backsteinbau des Deutschordenslandes vor uns, der uns mehr als alle anderen Bauwerke vom Wechsel der Anschauungen, der Lebensform und des Geschmacks in der langen Zeit vom Mittelalter bis heute erzählt und vom ersten Beginn haufünstlerischen Schaffens Kunde gibt.

Der feinsinnige Abt Rybinski ließ sich neben der Klosterkirche in den Jahren 1754 bis 1756 in dem Klostergarten einen prächtigen Wohnsitz bauen von 50 Metern Länge und 16 Metern Tiefe; das heute noch in allen wesentlichen Teilen erhaltene Schloß. Die für die Bauten der Rokokozeit charakteristische Geschlossenheit u. Schlichtheit im Auf-

bau und in der Gliederung der Außenansichten zeichnet auch dieses Gebäude aus. Um diesen ehemaligen Prälatensitz dehnt sich ein etwa 10 ha. großer Park aus, der mit seinen wunderbaren künstlerischen Anlagen, den seltensten Bäumen- und Blumenarten, den Teichen einem rauschenden Wasserfall, der „Flüstergrötte“, — für alle Einheimischen, für die Danziger und für die Fremden der Lieblingsausflugsort und der schönste Aufenthalt ist.

Nach der Auflösung des Klosters im Jahre 1831 und nach dem Tode Fürstbischöf Joseph gingen Schloß und Garten in den Besitz der Krone über. Die Nichte des letzten Abtes, Maria von Hohenzollern-Hechingen, wurde Erbin. Sie bewohnte von 1869 bis zu ihrem Tode (1888) das Schloß. Dann erwarb das preußische Königshaus den Besitz durch Kauf. Seit 1920, seit der Schaffung des Freistaates Danzig, sorgt der Senat für die Erhaltung dieses schönen Bauwerks und seinen sehenswerten Gartenanlagen und seit vorigem Jahr ist das Schloß der Wohnsitz des staatlichen Landesmuseums geworden, das vor allem den geschichtlichen Sinn und die Heimatliebe der Volksgenossen erwecken und lebendig erhalten will. —

Mit der wachsenden Bedeutung des Klosters im Laufe der Jahre wuchs auch die Bedeutung des Ortes Oliva und Oliva selber verdient in diesem Zusammenhang auch einen kleinen Seitenblick unserer Be-

trachtung. Dieses herrliche Fleckchen Erde, das wegen seiner von der Natur so sehr begünstigten Lage in früheren Zeiten, jetzt und immer bis weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus Freunde und Wallfahrer gefunden hat, die sich in seinem Frieden an Leib und Seele gefunden ließen, Erholung und Ruhe gefunden haben und immer noch finden. Alexander von Humboldt, der berühmte Weltreisende, hat einmal Oliva als den drittschönsten Ort der Welt bezeichnet; er war 1849 in Danzig und Königin Luise kam in schlimmen Tagen hierher, um für ihre kranke Seele aus dem jugendfrischen, lieblichen Oliva Erquickung und Lapsal zu holen. Voll Freude genöß sie den Blick auf die sonnigen, lächelnden Auen, über die langgestreckten bewaldeten Höhenzüge, die Täler, auf die Türme von Danzig und auf das blaue Meer vom „Karlsberg“ aus, einem nach dem Prinzen von Hohenzollern benannten 107 Meter hohen Berg. Noch heute kann man dort auf der „Luisenhöhe“ zur Erinnerung an Preußens unvergeßliche Königin in einen Stein gemeißelt die Worte lesen: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, sie ist geweiht für ewige Zeiten.“

In Oliva erlebte auch Danzigs größter Sohn, Arthur Schopenhauer auf dem „Schopenhauerhof“ dem dritten Belouker Hof, fünf glückliche Jahre seiner ersten ungetrübten Kinderzeit. Seit 1869 ist dieser Besitz der öffentlichen Wohltätigkeit übergeben und

dient Waisenkindern als dauernde Zufluchtsstätte und friedevolle Heimat. Zu denen, die Oliva über seine Mauern hinaus verehrt und besungen haben, gehören außer den jetzt noch Lebenden, Johannes Trojan, Johanna Schopenhauer Wiesel von Eichendorff; seine Schönheit lebt in den Bildern bedeutender Maler und Künstler, ich nenne nur die ältesten und bekanntesten: den Danziger Kupferstecher Daniel Czodowickie und den Danziger Maler Johann Carl Schulz.

Oliva verdient es, daß man sich zum Gedenken an die vor 750 Jahren hier stattgefundene Gründung des Klosters wieder einmal auch seiner Schönheiten, seiner Vorzüge und vor allem seiner kulturellen Bedeutung erinnert und bewußt wird. Wenn es auch seit dem 1. Juli 1926 seine eigene Verwaltung und Selbständigkeit durch die Angliederung an die Großstadt Danzig verloren hat, so behält es doch seine eigene kulturelle und geschichtliche Bedeutung, so lange ihm auch seine Kulturwerte erhalten bleiben. Daß diese nicht der Nachwelt verloren gehen, und daß sie für das Allgemeinwohl unseres Volkes ausgenutzt werden, ist nicht nur die wichtigste Aufgabe der Danziger und Einheimischen, sondern auch aller unserer Brüder im Reich, denn die vielen segensreichen Auswirkungen, die von der Kulturarbeit der Ritzerzieher in Oliva ausströmen, kommen nicht nur Oliva selber und dem Osten zu gute, sondern unsern ganzen Deutschum überhaupt.

Die Brüder Hobrecht, zwei westpreußische Erzähler und Politiker. (Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf-Berlin.)

In der Reihe der Literaturbesessenen unserer teuren, vom Fremdvollhaß zerfetzten Provinz Westpreußen sind die Brüder Hobrecht zwei interessante, bedeutsame Charaktere. Wenn gleich ihre besondere Bedeutung im Kulturleben weniger in ihrem literarisch-künstlerischen Schaffen als in der hohen äußeren Berufsstellung zu suchen ist, die sie mit ihrer vielseitigen Begabung errangen. Und das ist das besonders Interessante ihres Wesens und Schicksals: daß sie beide Politik und Erzählerkunst verkörperten. Womit natürlich nicht gesagt ist, daß diese sich in ihrem Spiegel vereinigten. Im praktischen Leben mit Leib und Seele Politiker, waren die Hobrechts in stillen, traumfrohen, kunstbeglückten Stunden dem Erzählerisch-Dichterischen mit Vorliebe und Talent zugeneigt.

Der älteste der Brüder: Arthur Hobrecht brachte es in der politischen Welt gar zu einer der höchsten, machtvollsten Stellungen, die zu seiner Zeit den aus dem Bürgertum Aufstrebenden erreichbar wurden. In Kobierzyn bei Danzig trat er am 14. August 1824 ins Dasein. Er besuchte das Gymnasium zu Königsberg und studierte darauf von 1841 bis 1844 in Königsberg, Leipzig und Halle die Rechtswissenschaft. Die ersten zwei Berufsjahre im Justizdienst tätig, ging er 1846 zum Verwaltungssach über. Von 1847 bis 1849 wirkte

er bei den Landratsämtern zu Rybnik und Grottkau und von 1850 bis 1860 in Posen, Gleiwitz und Marienwerder als Regierungsassessor. Danach folgte er der Berufung als Rat ins preußische Ministerium des Innern. Zum Herbst 1863 ging er aber bereits als Oberbürgermeister nach Breslau. Acht Jahre waltete er seines Weiteramtes in der schlesischen Hauptstadt. Dann wurde er Oberbürgermeister Berlins. Seine Einführung in die Stellung als höchster Verwaltungsbeamter der Reichshauptstadt geschah am 16. Mai 1872. Wie von 1865 bis 1872 Breslau, so vertrat er seit 1872 Berlin im preußischen Herrenhause. Fast sechs Jahre stand der tüchtige Sohn Westpreußens an der Spitze der mächtig aufblühenden Metropole an der Spree. Bis ihn die Wahl zum preußischen Finanzminister, auf einen noch höheren Posten berief. Allerdings verwaltete er dieses Amt nur vom März 1878 bis zum 28. Juni 1879. Mit der Würde eines Wirkl. Geh. Rats erhielt er seine Entlassung. In der Zeit von 1879 bis 1907 wirkte er im Dienste unseres Volkes und Staates — der national-liberalen Partei zugehörig — als Mitglied des Abgeordnetenhauses und ferner von 1881 bis 1893 als Reichstagsabgeordneter.

In seiner literarischen Tätigkeit, zu dem ihm allerdings wenig Muße blieb, gab er 1885 den großen zweibändigen, geschicht-

lichen Roman „Fritz Kannaacher“. Mit seinem Bruder zusammen hatte er ferner schon 1882 die „Altpreussischen Geschichten“ geschaffen.

Dieser Bruder — Mag. Hobrecht geheißen — wurde am 13. Dezember 1827 zu Rodhan im Westpreussischen geboren. Er wollte Vermessungsbeamter werden. Seine politische Einstellung zwang ihn aber im Revolutionsjahre 1848 seine Laufbahn abzubrechen und nach England zu flüchten. Als dann eine Amnestie die Rückkehr ins Vaterland ermöglichte, lehrte er heim und widmete sich im märkischen Rathenow — wohin sein Vater als Oekonomiekommissionärsrat versetzt ward — dem Kaufmannsberufe. 1865 verheiratete er sich und wurde damit Mitinhaber eines Rathenower Dampfmahle. Wie sein älterer Bruder politisch und verwaltungswirtschaftlich stark eingestellt betätigte er sich in der neuen Heimatstadt viele Jahre hindurch als Stadtverordneter und Stadtverordnetenvorsteher. Zur Feier seines siebenzigsten Geburtstages ernannte ihn Rathenow zum Ehrenbürger. Auch Mitglied der national-liberalen Partei, vertrat er von 1873 bis 1876 den Wahlkreis Westhavelland-Zeuch-Bezirk im Abgeordnetenhause. Der Tod nahm ihn am 1. September 1899 aus dem irdischen Walten hinweg.

Ein reichlich beschaulicheres Dasein als sein in weitester Öffentlichkeit tätiger Bruder Arthur lebend, konnte er damit auch eine

weit größere literarische Wirksamkeit als dieser entfalten. Das von den beiden gemeinschaftlich gezeitigte Werk „Altpreussische Geschichten“ wurde bereits genannt. 1885 veröffentlichte Max Hübner den Band „Von der Düsternis“, der die drei Novellen: „Festtag“, „Marienburg“, und „Bismarck“ umschließt. Im gleichen Jahre folgten vier weitere Novellen unter dem

Titel „Zwischen Judica und Palmaram“. Eine Erzählung „Hätten in Rostock“ beschränkt er im darauf folgenden Jahre, die „Neuen Novellen: Der Triumph — Frühlingsidyll — Im Spiel der Wellen — Telemaque“ 1890 und seine Schöpfung „Luther auf der Koburg 1530“ im Jahre 1893. Damit war des Regensamen, auch historisch be-

sonders eingestellten erzählerische Lebens ernte abgeschlossen. —

Die beiden Brüder Hübner verdienen es, in der Geschichte der westpreussischen Kultur einen Ehrenplatz zu behalten. Und sie sind Beweise jener Kraft im Wesen der westpreussischen Menschen, die auch außerhalb der Heimat mit heimatischer Ursprünglichkeit sicher aufsteigt und führend wird.

Landwirtschaft im Nekeidistrikt zur Zeit Friedrichs des Großen. (Von A. Strukat.)

Als der Nekeidistrikt im Jahre 1772 von Preußen übernommen wurde, war die Landwirtschaft nicht nur in den Dörfern sondern auch in vielen Kleinstädten die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Es war aber fast nur die Gutsherrschaft im Stande, landwirtschaftliche Erzeugnisse zu verkaufen. Die Bauern arbeiteten nur für den täglichen Bedarf, und zwar die Dienenden oder Scharwerksbauern für den Besitzer, die freien Leute für ihren Lebensunterhalt. Am besten standen sich die Bauern in den sogenannten Holländerdörfern, aus denen eine Menge Butter, Gemüse und Geflügel verkauft wurde. Der Landmann der nach der Stadt verkaufte, war aber trotzdem in keiner guten Lage, denn da es etwa 20 verschiedene Arten von Scheffeln gab, war dem Betrug Tor und Tür geöffnet, und mancher wurde beim Verkauf ein Opfer der Verwirrung.

Auf den Lande bestanden die Familien aus einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Mitgliedern, ja, in den Scharwerksdörfern war das Zweikindersystem ziemlich streng durchgeführt. Die freien Bauern hatten eigene Häuser, eigenes Land und Vieh, bei den Scharwerkern war alles nur herrschaftlicher „Besatz“. Der Viehstand, abgesehen von einigen größeren Dörfern, war mäßig. Im Durchschnitt kamen auf jede Familie ungefähr ein Zugtier, Pferd oder Ochse, nur in seltenen Fällen eine größere Zahl. Gewöhnlich waren aber im Verhältnis zur Familienzahl zu wenig Tiere vorhanden. In etwa 20 Orten gab es keine Pferde, an eben so vielen keine Ochsen und an vielen Orten fehlte beides. Einen größeren Viehbestand hatten die Holländerdörfer, und eine bedeutende Schafzucht wurde im Amte Märkisch-Friedland betrieben. (Schloß Märkisch-Friedland 831, Dudow 1029, Marzdorf 1329 Stück).

Der Scharwerksbauer verwaltete nur geliehenes Vieh, und auch der Zinsbauer war nicht im Stande, bei den hohen Abgaben seinen Viehbestand zu vergrößern. Damit hängen auch die Ernteergebnisse überhaupt zusammen.

Die Mehrzahl der Landwirte besaß nicht den Trieb freudigen Schaffens, der nötig war, und daher blieb die Bodenbearbeitung recht dürftig. Der Acker, gewöhnlich recht verwahrlost, war im günstigsten Falle von mittlerer Güte. Schon auf städtischem Acker war nicht viel zu holen. Es lagen wohl gute Berichte vor von Rinn, Budsin, Morigino, Gansawa und Margonin, aber das ist auch alles. Die meisten Berichte der staatlichen Beamten klagen aber mehr über die Trägheit und Unlust der Bewohner als die Minderwertigkeit des Bodens. Die meisten Bürger waren müde zu säen, weil sie während der vielen Unruhen in polnischer Zeit gar nicht zum Ernten gekommen waren, und auch die Zeit der Willkür und Ungesetzlichkeit war nicht geeignet, die Landwirtschaft zu fördern.

Dieselben Klagen finden sich auch in den Berichten über die Dörfer, wenn gleich z. B. in Kujawien aus dem Boden manches herausgeholt werden konnte. In der Nähe der Dörfer war der Acker „von ziemlicher Beschaffenheit“, weil er hier noch verhältnismäßig gut gedüngt wurde. Weiter hinaus reichte der Fleiß der Bewohner aber nicht. War wenigstens die Hälfte des Bodens gut, so war man zufrieden; gewöhnlich wurde aber nur der dritte oder vierte Teil ordentlich beackert. Das sandige Höhenland wurde vom Winde verweht, das Niederungsland war zu sumpfig. Die Nekeidwiesen hatten wohl von jeher einen guten Ruf, den sie aber mehr den Gaben der Natur als dem Fleiß ihrer Besitzer verdankten. Es ist erstaunlich, wie wenig die Bewohner für die

Wiesenkultur taten. War ein gutes Jahr dann ernteten sie und freuten sich; verregnete das Heu, so legten sie die Hände in den Schoß und jammerten. Von künstlicher Entwässerung, und wenn es nur ein faches Ziehen von Gräben gewesen wäre, spürte man nichts. So kam es, daß diese Wiesen noch schlechtere Durchschnittsernten ergaben, als die auf städtischem Gebiet. In Fordon waren die Wiesen in zehn Jahren fünfmal überschwemmt, und in Neuteich hatten sie drei Jahre hindurch keinen Ertrag gegeben.

Nicht viel besser war es mit der Ackerbestellung. Das zweite Korn erntete man auf den Feldern der Ackerbürger in Fordon und Märkisch-Friedland, das dritte in Budsin, Bartschin, Margonin und einigen anderen Städten. Auf dem Lande begnügte man sich fast durchweg mit dem zweiten und war sehr zufrieden, wenn die Ernte das dritte Korn ergab. Besser standen Gerste und Hafer, die hin und wieder das vierte im Kreise Hohenalza gar das fünfte Korn ergaben.

Die meisten Landwirte wußten wohl die Grenzen, aber nicht immer den Flächeninhalt ihres Landes. Sie bestimmten die Größe des Ackers durch die Aussaat, was so ungenau wie möglich war und es gleiche nicht zuließ, denn auf gutem Boden konnte mehr auf schlechtem weniger gesät werden.

Erbsen wurden im Kreise Czarnikau in größerer Menge gebaut, Buchweizen fast man wenig und nur in kleinen Mengen und noch seltener Hanf, Bein und Hopfen. Tabak baute man nur an einigen Stellen, und dann auch nur wenige Pflanzen. Die Kartoffel ist als Feldfrucht nicht nachweisbar, aber die Bauern der Holländerereien, so in Neuforge, Amt Czarnikau, bauten sie in den Gemüsegärten und hatten Absatz nach Trieben.

Im Ruderboot auf der Weichsel. (Von Dr. Franz Lüdtke.)

Nun ist meine liebe Vaterstadt Bromberg, nun sind Thorn, Graudenz, Dirschau, die mächtvollen Weichselstädte und Festungen nun ist der gewaltige Strom selbst mit seinen majestätischen Fluten, nun ist auch Danzig, das Hamburg der Ostsee, abgetrennt von unserm lieben Vaterlande:

Da werden die Jugenderinnerungen lebendig

Bromberg und die Weichsel, die gehören ja zusammen. Im Mittelalter war Bromberg trotz der polnischen Herrschaft doch eine deutsche Stadt gewesen. Von deutschen Männern gegründet, von Deutschen erbaut und bewohnt, mit deutscher Sprache und

deutschem Recht, so blühte sie durch Fleiß und Geschick ihrer Bewohner, handeltreibend nach ganz Polen, zum Bande des Mittelordens hin und gen Ungarn — bis Polen ihre polnische Sprache und Sitte aufzwingen bis aus Bromberg ein „Bydgoszcz“ ward. Als 1772 der Alte Fritz die „Stadt“ erwarb, zählte sie, die einst so reiche und kräftvolle, 700 Einwohner. Aber der große König half! Ein Werk, das in Jahrhunderten polnischer Regiments nicht entstanden war, wurde jetzt begonnen und gelang in zwei Jahren, eine Wasserbindung zwischen den Strömen der Weichsel und Oder: der Bromberger Kanal. Die Oder mit ihrem Nebenfluß, der Warthe,

und deren Zufluß, die Neke, wurden durch diesen Kanal verbunden mit der Waage daran Bromberg liegt, und der Weichsel

Nun blühte Bromberg rasch empor und hatte, als es von neuem polnischer Herrschaft anheimfiel, die Zahl von 100 000 Einwohnern erreicht.

Wie viele Jahre sind dahingegangen seit meiner letzten Ruderfahrt auf der Weichsel! Ja, die Erinnerungen werden wach —

So eine Weichselfahrt ist etwas Herrliches. In Thorn beginnen wir sie, hart an der russischen Grenze. Noch bietet Thorn das Bild der alten Ordensstadt; nach der Stromseite die schülernde Stadtmauer mit

starken Türmen, überragt von den stolzen, himmelstrebenden Bäumen ihrer Kirchen und des Rathhauses, dann die schmalen Gassen mit alten Giebelhäusern. Über draußen, auf der breiten Weichsel die Dampfer und Rähne, und vor allem die riesigen Holzmassen, die in unendlichen „Träften“ aus den Tiefen des russischen Reiches von den „Kijaken“ herangefloßt werden. Thorn, einst Deutschlands Holzhafen: Und von hier ging das Holz weichselab nach Danzig, zumeist aber durch das neuzeitliche Schleusenwerk Brahmünde in die Brage und durch den Kanal dann ins Innere unseres Vaterlandes. Ja, mancher von uns, ob läben oder drüben, sitzt auf Stühlen und an Tischen, mancher springt jugendfrisch oder ächzt altertümlich über Treppen und Tielen, deren Holz durch die noch vor kurzem deutsche Ostmark gefloßt wurde.

Also in Thorn, da geht's in die Boote, da wird klar gemacht, der Proviant verstant, und nun heißt's: hinaus in den klaren Tag, hinab den Strom! Tief tauchen die Riemen in die gelben Wellen. Es gilt für den Steuermann, scharf anzuschauen, denn breite Sandbänke hemmen die Fahrt, immer wieder gilt es, rechts oder links herum durch schmale Rinnen zu kreuzen. Aber der Fahrtweiser an den Ufern, stets dem Wandern der vom Strom weitergerollten Sandbänke angepaßt, zeigen die Richtung und machen uns die Arbeit leicht. Deutsche Ordnung! Aber in Rußland bagerte man den Sand der russischen Weichsel nicht fort, daher die vielen Kennnisse auch noch im deutschen Teile des Stromes. Jetzt, da die ganze Weichsel Polen angeheimfel, ist's noch schlimmer geworden;

die Polen selbst klagen, aber durch Klagen wird kein Sandvorn, geschweige denn eine Sandbank oder gar deren hundert und aberhundert beseitigt.

Uns sind die Sandbänke ein Gegenstand mancher Freude: Oft glauben wir, mit unseren Booten dreist drüber weg fahren zu können — da sitzen wir fest, der Kiel knirscht im weichen Weichseland. Nun heißt's, das Boot erleichtern: ein paar meiner Gesellen springen hinaus und schieben, stoßen. Die drinnen helfen mit den Riemen nach, und schon geht's — bald kommt tieferes Wasser, das Boot wird flott. Flink jetzt hinein, weiter:

In Brahmünde rudern wir vorüber, uns begleiten die grünen Ufer mit Wiesen und Gebüsch. Wasservogel scheuchen auf, sie streichen freischend über uns weg. Jenseits der hohen Weichselbeiche — die den mächtigen Frühjahrschneewassern und dem Gängang trocken müssen — grünen Dörferlein aus sonnigem Frieden heraus — o, manchmal rast um sie die Hochflut, wenn die Deiche bersten oder das Wasser darüber steigt; dann geht manch blühend Leben in dem gierigen Element verloren, Häuser und Scheunen werden zertrümmert, über die Aeder ergießt sich der Weichseland, und die kommende Ernte ist dahin!

Heute denken wir kaum daran. Heute trägt uns der Strom so froh dahin, daß wir an die zerstörende Kraft seiner Fluten nicht glauben.

Auf einer Sandbank wird zu Mittag geraftet, abgelaßt — ein heiteres Jugendleben entfaltet sich da. Ja, meine Jungen

sind gute Köche, und an jedem Loch muß ich köstliche Happen kosten.

Und dann ziehen in zwei oder — wenn wir uns viel Zeit lassen und in Dorf oder Scheune zweimal übernachten, drei Tagen die Schönheiten des majestätischen Stromes an Auge und Seele dahin. Auf hohen Ufern bauen sich Städte, deren Dome bis in den Himmel ragen, deren Schlösser die Laten der deutschen Ordensritter singen wie steingewordene Lieder — Kulm, Schwetz, Graudenz, Neuenburg, Marienwerder, Dirschau.

Immer einamer wird's: Nur selten treffen wir einen Schlepper mit Rähnen oder Holzträften an, einen Dampfer, eine Zille, die aus eigener Kraft dahingleitet, stromab oder stromauf, zuweilen mit mächtig geblähten Segeln am Riesenmast . . . Einsam der Strom; einsam die Ufer, einsam die Wellen und Wogen, einsam die Menschen, einsam die Majestät der Gottesstille . . .

Von Dirschau an wird's belebter, und kommen wir in Danzigs Nähe, dann künden Seegeboote, Fischerboote, Motorfahrzeuge und endlich die Ueberseeböden von dem Gedächtnis der herrlichen Handelsstadt — die heute eine „freie Stadt“ heißt, und die in Wahrheit erst wieder frei sein wird, wenn sie zum Mutterlande, zu Deutschland zurückgekehrt ist.

Damals freilich, als wir stromab dem Meere zuglitten, lagen solche Gedanken fern. Die Ostsee winkte mit ihrem blaugrünen Spiegelspiegel kaum ein Windhauch regte sich, nur leise sang die Brandung ihr uraltes ewiges Lied vom Heimweh.

Da steuerten unsere Boote schweigend hinaus auf das schöne, unendliche Meer . . .

Heimat. (Von Franz Mahlke.)

Die Giebelhäuser der kleinen Stadt träumten den Morgentraum guter Kinder. Was an Leben sich regte, war nicht mehr als ein Wimperzucken, als ein Dehnen schlaftrunkener Glieder. Wer von den großen und kleinen Kindern dieses verträumten Weltwinkels kannte das nervöse Herz einer Weltstadt, wo in staubigen Straßen wie in verfallenen Blutbahnen das Leben sich drängt, wo wie gefräßige Tiere die dunklen Rachen der Fabrikttore Menschen einschlucken, zu Tausenden, Zehntausenden einfressen, ausspeien, wiederfressen und gebären: bleiche zerraderte Menschen! Wer ahnte in diesem Städtchen etwas von jenem Fremdsein der Menschen untereinander in einer großen Stadt, die so vielen Hohlen den Mut des Hochmuts gibt, die so viele warmherzige Menschen erkaltet und so grenzenlos einsam macht. Wo ist die Welt so dicht verhangen wie in der Lichtflut der Weltstadt! Wo sind mehr Giebelhäuser als den dunklen Gassen kleiner Städte!

Wilhelm Treuenklint — Schlossermeister — stand in breiten behäbigen Buchstaben über der Eingangstür eines kleinen Hauses, und quer über den Bürgersteig hing weit hin leuchtend das Wahrzeichen, — ein mächtiger Schlüssel in vielfach gewundener Handschmiede-Gitterung.

Um die zehnte Stunde herum erschien regelmäßig der Meister Treuenklint mit dem Gewerbezeichen, — das war seine blaue Arbeitsjacke — in der Haustür und sah die Straße hinunter, bis der Briefträger kam. Der brachte seinen „Guten Morgen“ und dreimal das Lokalblättchen in der Woche. Und einmal brachte der Briefträger eine Karte. Was darauf stand, das waren eigentlich nicht Worte. Vögel waren es, Heimkehrtauben mit weißlastenden Schwingen, die Worte: . . . und in einigen Tagen kommen wir mit den Kindern.

Die Augen der beiden Alten leuchteten wie Festtagskerzen. Sie besahen sich die Karte ganz genau, lasen sie mehrmals, und

ihre Blicke gingen streichelnd über das Ansichtskartenbild: von dem grünumrankten Stadtmauerwinkel den Wiesenweg entlang, — tief in der Ferne fragten sie die Blumen, ob sie nicht schon auf dem Wege seien, der Reinhold mit der Frau und den Kindern. Wie sie so träumten, da klinge es auf einmal wirklich vorn an der Tür. Sie lesen froh erschrocken hin, aber es war der Reinhold nicht. Jemandeiner aus der Stadt, der den Meister Treuenklint bat, mitzukommen und ein widerpenstiges Schloß in Ordnung zu bringen.

Er nahm einiges Handwerkszeug an sich und ging mit, hämmerte und feilte, ein Schlüssel freischte: Schnipp — schnapp — schnipp — schnapp.

„Fertig“, sagte er und packte sein Handwerkszeug zusammen.

„Und was macht es?“

„Nichts, heute gar nichts.“

„Wie soll ich das verstehen?“ kam es verwundert zurück.

Meister Treuenklint sagte flüsternd, als gäbe er ein Geheimnis preis: „Wissen Sie, mein Junge kommt mit der Frau und seinen Kindern.“

„Ah, und aus Freude darüber —?“

„Aus Freude darüber.“ Die beiden schüttelten sich die Hände, und Meister Treuenklint ging nach Hause. Dort studierte er noch einmal die Karte ganz genau, und dann ging er hinter den Schraubstock, summt sich ein Lied, rasselte, daß die Eisenfeilspäne so wirbelten, hämmerte, schnitt Gewinde und feilte. Wenn durch das Abendfenster das Sonnenlicht flutete, dann stand er in lauter blanken Sternen. Manchmal war es ihm, als wäre sein Werkstattfenster ein Auslug vom Paradiese.

In der großen Häuserreihe einer großen Stadt hatte Reinhold Treuenklint eine kleine Wohnung. Hand in Hand saß er mit seiner Frau auf dem altmodischen Sofa. Die Kinder kamen und schmiegt sich in den Schoß

der Eltern: „Fahren wir wieder einmal zu den Großeltern?“ fragte Klaus mit fernschauenden Augen, und die beiden andern wiederholten hastig die Frage.

„Bald vielleicht.“

„In den Ferien?“

„Wähtet ihr gern?“

Die Freude schwirrte gleich lustigen Vögeln auf.

„Erzähle uns etwas vom Märchenhause der Großeltern.“

„Ja, der Großvater und die Großmutter wohnen in einem Märchenhause. Ihr wißt noch vom vorigen Jahre her, wie der Apfelbaum schnitte im Hof, der lieben Großmutter ins graue Haar, hier eine Blütenflocke und da eine. Da lesen die gelben Küchlein piepsend im Flaumrock über den duffenden Schnee. Und wie die Vögel in den Blütenzweigen ihre Lieder sangen, das wißt ihr alles noch. Ihr wißt auch, wie die Maibäume an der Haustür den großen Schlüssel umfächelten und kennt auch die Geschichte, die euch der Großvater erzählte von seinem Himmelschlüssel. Der Schlüssel über der Haustür des Großvaters hat Sehnsucht nach euch wie ihr nach ihm. Er sieht die Gasse hinunter nach dem Bahnhof, ob ihr nicht bald wieder da seid.“

„Vater, wann gibt es Ferien!“ fragte der Siebenjährige.

Des Vaters Antwort war ein verhaltenes Lächeln. Die Kinder fielen den Eltern um den Hals, und dann gingen sie auf einen Bink der Mutter in die Schlafkammer.

Hand in Hand saßen Reinhold und Marianne. Die Stimme der Mutter klangte wie eine Feierabendglocke durch die Stille der Stube: „Sind Kinder nicht die blühenden Blumen im dorrenden Lebenskranz?“

Reinhold küßte ihre Augen.

Aus der Schlafkammer einer grauen Vorstadtstraße blühten die Blumenbrüden der Kinderträume hinüber zu einem Giebelhause in einer Kleinstadtgasse.